

# Der Spiegel

für



## Kunst, Eleganz und Mode.

Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Wien, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

### Der Nachen des Charon.

(Erinnerungen eines französischen Reisenden aus Südamerika.)

Après ma mort, chers camarades,  
Vous placerez sur mon tombeau  
Un petit broc de vin nouveau,  
Des oeufs avec un salade,  
Un pain d'quat' sous, un soucisson,  
Pour passer la barque à Charon.

Wer vor fünfzehn Jahren in Paris war, hat sicherlich in allen Straßen „den Nachen des Charon“ singen hören. Er war das beliebteste Chanson jener Zeit, und es gab keine Drehorgel, die es nicht aufspielte und keinen nur etwas lebhaften Kreuzweg, wo man nicht die gedruckten Worte des Gassenbauers feilbot, ganz in Balladengeschmack, d. h. auf einem schmalen Blättchen, in dessen Mitte sich die Bigarette befand, während zu beiden Seiten der Text in zwei dicht gebrängten Kolonnen stand. Das Bild, das zur Verschönerung dieses geistreichen Liedes diente, konnte nicht besser gewählt sein: der Kupferstecher hatte darauf vorgestellt, was ein anderes Chanson in folgenden Worten schildert:

Un bon bourgeois dans sa maison  
Les dos au feu, le ventre à table,  
Un bon bourgeois dans sa maison  
Caressant un jeune tendron.

Es war ein so hübscher kleiner Kupferstich, daß man sich später, wo das vielgestungene Chanfon endlich außer Mode kam, nicht entschließen konnte, die vielen unverkauften Abdrücke wegzuworfen, und statt sie in den Kramladen oder die Papierstampe zu schicken, ließ man sie nach dem spanischen Amerika wandern, wo unser „guter Spießbürger,“ der hier den Namen „des reichen Prassers im Evangelium“ angenommen, in manchem Dratorium unverschämt genug sich neben unsrer lieben Frau von Chinquinquirá, der Jungfrau mit den sieben Schmerzen, eingebracht hatte \*).

In dem kleinen Dorfe Pic de Cuesta, einem Orte, wo vielleicht nie ein Wort französisch gesprochen wurde, traf ich zum erstenmal meinen Pariser in der oben beschriebenen Rolle. Die Verehrung, die ihm zu Theil geworden, hatte nicht das Mindeste in seinem Aeußern verändert, und der gute fette Mann schien selbst über die gläubige Ehrfurcht zu lächeln, mit der er behandelt wurde. Wie ich ihn so sah, mit seinem schmunzelnden Gesichte, ließ ich mir freilich nicht einfallen, daß er an dem Tod eines Menschen und fast an dem Aufzuge einer Provinz schuld war, wie ich bald nachher erfahren sollte.

Indem ich meine Reise nach Angostura fortsetzte, wo ich so schnell als möglich ankommen sollte, fand ich mich am zweiten Tage meiner Reise genöthigt, zu Vore still zu liegen, um meine Maulthiere ausrasten zu lassen. Nergentlich über diesen Verzug und ohne zu wissen, war ich mit mir bis zur Stunde, wo die Hitze des Tages die Siesta gebot, anfangen sollte, schlenderte ich nach dem Marktplatz des Ortes, wo sich bereits zwei Offiziere eingefunden hatten, die, eben so wenig beschäftigt, wie es schien, als ich, sich die Zeit damit vertrieben, die Gegend mit ihren Jagdhunden zu durchkreuzen. Ich erkannte in dem Einen von ihnen einen Piemontesen, den ich ein Jahr vorher zu Guayaquil kennen gelernt hatte. Es lag mir eben nicht sehr am Herzen unsere Bekanntschaft zu erneuern; allein noch ehe ich mich entschließen konnte, was zu thun, sah er mich und lief mir mit offenen Armen entgegen, indem er mich französisch anredete: „Ha, mein theurer Freund, sind Sie es wirklich? Was konnten Sie, Bester, in dieses verwünschte Land führen?“ — „Ich wollte nur die kleine Rechnung ins Kleine bringen, die sie bei Ihrer Abreise zu berichtigen vergaßen.“ — „Ei, warum nicht gar! Ich wür-

\*) Unsere liebe Frau von Chinquinquirá hat ihren Namen von einem zwanzig Stunden nördlich von Bogota gelegenen Dorfe angenommen, wo sie verehrt wird.

de es glauben, wenn ich mit einem schottischen Hausirer zu thun hätte; allein Sie sind zu sehr Cavaliero, um so etwas zu thun: übrigens wissen Sie ja, daß es bei mir in guten Händen steht und sobald das Gesetz über die Militärrotation durchgegangen ist, sollen Sie der Erste sein — „Lassen wir das und sagen Sie mir, ist jener Offizier vielleicht der Bezirkskommandant?“ — „Nein, es ist ein Offizier, der hier nur durchreist. Es ist der Obrist Hospina.“ — „Wie? Derselbe, der in Apure den Krieg führte und von dem ich so viele Züge von Tapferkeit gehört habe? — „Derselbe; allein was nennen Sie Tapferkeit? Nichts als eine stiermässige Tollköpfigkeit ist's, die blind anrennt, ohne die Gefahr zu sehen. Uebrigens werden Sie an ihm das drolligste Thier in der ganzen Republik finden.“

Mit diesen Worten und ohne meine Antwort abzuwarten, zog mich Belmonte fort zum Obristen, der noch immer auf derselben Stelle stand, indem er sich abmühte mit einem Gläscherben seine Zigarre anzuzünden, wie er es zuvor den Piemonteser mittelst eines Brennglases hatte thun sehen. Nachdem ich ihm vorgestellt worden war, konnte ich, während mein piemontessischer Freund den Faden des Gesprächs fortzuspinnen allein übernommen hatte, ungestört diesen Hospina betrachten, der am unteren Drenoco so lange Zeit der Schrecken aller Spanier gewesen war. Es war ein Mann von mittleren Jahren, sehr groß, wie mit der Zimmermannsaxt aus dem Groben gehauen, und mit der Haltung eines Sambourmajors. Sein Gesicht war von tiefbrauner Farbe, woran zum Theil die Sonnenstrahlen Kland, zum Theil eine kleine Beimischung afrikanischen Blutes Schuld war, was sich auch ein wenig in seinen halbgekraussten Haaren verrieth. Der Ausdruck seiner Züge war aber keineswegs wild und hart, sie hätten sogar als angenehm gelten können, wäre nicht von einem Säbelhieb, der sich über das Auge herabzog, alles Fleisch des Backens unten an der Kinnlade zu einem dicken Knollen verwachsen gewesen. In seinem Benehmen verrieth er die Absicht höflich zu sein; da er übrigens fühlte, was ihm an Erziehung fehlte, so war er wohl auf seiner Hut und sprach wenig; auch würde ich von ihm wohl schwerlich eine Albernheit gehört haben, wenn nicht Belmonte mit absichtlicher Bosheit ihm einige Nebenarten entlockt hätte, die der arglose Obrist wirklich auf höchst ergezzliche Art ganz verkehrt anwendete. Der ehrliche Italiener schien unaussprechlich glücklich, daß es ihm gelungen war, seinen Kameraden vor mir lächerlich gemacht zu haben, und sagte endlich zu mir auf französisch: „Sie sehen, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Allein der eigent-

liche Späß soll erst angehen, wenn wir ihn bei Tische haben. Ich erhielt von Ungostura frischen Mundvorrath, und Sie sollen heute bei mir kostbare Macaroni finden.“

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, als ich auf dem Gesichte des Obristen eine Röthe aufsteigen sah, die eben so sehr von Scham als Zorn herzurühren schien. „Kapitän Belmonte,“ rief er mit der größten Entrüstung. „ich muß Sie ersuchen, nichts mehr von Caroni zu sprechen und wenigstens in meiner Gegenwart sich einen andern Scherz zu wählen.“

Ich konnte die Ursache dieser plötzlichen Aufwallung unmöglich errathen; allein das Quiproquo war so löstlich, daß ich kaum ernsthaft bleiben konnte. Belmonte selbst konnte sich nicht halten, und brach wenigstens fünf Minuten lang in ein unmäßiges Gelächter aus, wobei er die Worte: Caroni und Macaroni immer wiederholte, und dann jedesmal von Neuem athemlos vor Lachen wurde. Wahrscheinlich hätte dies noch lange fortgewährt, hätte nicht der Obrist eine Bewegung gemacht, die den Piemontesen schnell zur Besinnung brachte, der nun wie im bittenden Tone sagte: „Mein, Obrist, Sie werden nicht gegen einen Waffenbruder sich Ihres Degens bedienen wollen. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht von dem Flusse Caroni sprach, sondern von einem Gerichte, das in meiner Heimath gegessen wird, und dessen Name große Aehnlichkeit —“. „Schwöre so viel du willst, elender Narr, und der Teufel möge dir glauben. Hättest du nichts Böses von mir sagen wollen, so würdest du dich einer christlichen Sprache bedienen haben, einer Sprache die Jedermann spricht. Mein merke dir wohl, was ich jetzt sage: das Erstmal, wo du in meiner Gegenwart dich wieder dieses lezerischen Kauderwälsches bedienst, sende ich dich zu allen Teufeln in die Hölle, die es erfunden haben.“

Mit diesen Worten lehrte uns der Obrist den Rücken und entfernte sich eiligen Schrittes.

(Fortsetzung folgt.)

#### D'Connell.

Man liest über Daniel D'Connell folgende nicht uninteressante Schilderung, welche der Fürst Rußkau bei einem Besuche in seinem Hause schon vor einigen Jahren von ihm machte: „Obgleich Daniel D'Connell der Mann des Volkes ist, so ist er dennoch kein gewöhnlicher Mensch. Die Macht, welche er in Irland ausübt, ist so groß,

daß es in diesem Augenblicke bloß von ihm abhinge, die Fahne der Empörung von einem Ende der Insel zum andern zu erheben, wenn er nicht viel zu vorsichtig, viel zu sicher wäre, durch weniger gefährliche Mittel zu seinem Zwecke zu gelangen, um eine solche Katastrophe zu wagen. Es ist gewiß, daß er auf die merkwürdigste Weise, im Angesichte der Regierung und auf gesetzlichem und öffentlichem Wege, mit großer Geschicklichkeit den Augenblick zu wählen, und aus der Stimmung der Nation Nutzen zu ziehen wußte, um sich über diese Nation eine Gewalt anzumassen, welche derjenigen eines Königs gleichkommt. Was sage ich? welche dieselbe übertrifft. Denn wäre es wohl Georg IV. möglich gewesen, seine getreuen Irländer, während dreien Tagen, zu verhindern, Whisky (Brannwein) zu trinken, wie es D'Connell zur Zeit der berühmten Wahlen der Grafschaft Clare that? Sein Neuseres ist einladend und der Ausdruck von Geist und Güte mit demjenigen der Klugheit und der Festigkeit verbunden, welcher sich in seinem Antlitze ausdrückt, gefällt ungemein wohl. Er besitzt vielleicht mehr Ueberzeugungsgabe als wahre Beredsamkeit, und oft bemerkt man in seinen Worten eine allzudeutlich ausgesprochene Absicht und Manier; dessenungeachtet kann man sich nicht enthalten, die Kraft und die Gewalt seiner Beweise mit Interesse zu verfolgen, seine kriegerische Haltung mit Vergnügen anzusehen und über seine witzigen Einfälle zu lachen. Gewiß ist es, daß der schöne Mann von hohem Wuchse, liebenswürdiger Miene und gewaltiger Stimme, weit mehr einem Generale Napoleons als einem Advokaten von Dublin gleicht. Die Aehnlichkeit wird um so frappanter, als er vollkommen gut französisch spricht; denn er wurde in den Jesuiten-Schulen von Douai und St. Omer erzogen. Seine Familie ist eine der ältesten Irlands, und hat ohne Zweifel ehemals eine wichtige Rolle im Lande gespielt. Seine Freunde behaupten sogar, er stamme von dem alten Könige von Kerry ab, und ohne Zweifel vermehrt dieser Umstand seinen Einfluß unter dem Volke auf eine beträchtliche Weise. Er erzählte mir selbst, nicht ohne Absicht sich geltend zu machen, daß einer seiner Väter, der Graf D'Connell, das Kommandeurkreuz von Frankreich trage, öfter. Baron und Kammerherr des Kaisers, er aber das Stammhaupt der Familie sei. So viel ich wahrnehmen konnte, fühlten sich alle Personen, welche bei ihm waren, in seiner Gegenwart von einer beinahe religiösen Begeisterung ergriffen. Er ist jetzt ungefähr 50 Jahre alt, sieht noch sehr gut aus, obgleich er eine blonde Perücke trägt. Uebrigens durchlebte er eine ziemlich stürmische Jugend. Vor ungefähr 10 Jahren machte er sich durch einen Zweikampf berühmt. Die

Protestanten, welche ihn als einen durch seine Talente für sie gefährlichen Mann betrachteten, hatten einen gewissen Desferre, einen Haubegen von Profession, welcher eines Tages alle Straßen von Dublin durchzog, und, eine Peitsche in der Hand schwingend, laut ausrief, er wolle dieselbe auf dem Rücken des Königs von Kerry verumspaziren lassen. Das natürliche Resultat davon war ein Duell für den andern Tag, in welchem O'Connell diesem Desferre eine Kugel in das Herz jagte, während ihm selbst eine des Gegners den Hut durchlöcherte. Dies war sein erster Sieg über die Drangisten, ein Sieg, auf welchem so viele andere wichtige folgten und noch folgen werden. Sein Ehrgeiz scheint mir keine Grenzen zu kennen; und erhält er die Emanzipation der Katholiken, woran ich keineswegs zweifle, so wird er seine Laufbahn dadurch nicht für beendet halten; weit entfernt davon, wird sie vielleicht, in seinen Augen, erst anfangen.“

#### Indiens Herrlichkeit.

Während der Regenzeit füllen sich in Indien die Wohnungen bergestalt von Insekten jeder Art, daß man genöthigt ist, alle Geschirre sorgfältig mit Deckeln verschlossen zu halten. Die Hitze ist so drückend dumpf, daß man alle Thüren und Fenster offen lassen muß, weshalb auch die Tische unaufhörlich von zahllosen Schwärmen lästiger Insekten bedekt sind. Auch die weißen Ameisen kommen in dieser Jahreszeit zum Vorschein und richten in den Häusern große Verwüstungen an. Man hat sie schon ein großes Gemach überschwemmen und in einer Nacht alle Tapeten verzehren sehen. Oft hängen sie sich in die Dachsparren und zerstören sie in wenigen Wochen gänzlich. Nichts ist vor diesen gefräßigen Thieren sicher: Zelte, Wagen, Betten, Teppiche, Kleider jeder Art, Alles wird von ihnen zerstört.

#### Pesther Lokalzeitung.

Die letzte Redoute. Und wirklich die letzte — die letzte für den heurigen Carneval; denn indem wir dieses schreiben, ist es Aschermittwoch. Ein schöner Tag, dieser Aschermittwoch; die Sonne wirkt so lieblich mit ihren sanften Strahlen; sehr laue Lüftchen wehen; ruhig und klar fließt der Silberstrom zwischen beiden Städten; es ist gar nicht kalt; man kann ohne Mäntel in leichten Ueberrodern an den Ufern der Donau, durch die von reichen Kaufleuten prunkenden Straßen der Stadt promeniren; wir hören frohliche Vögellein zwitschern, kurz, es bietet sich ein Vorgeschnat des Frühlings dar, er naht der holde Lenz: ein schöner Tag, dieser Aschermittwoch. Doch schöner noch ist er durch seine angenehmen Erinnerungen. O, Ihr Mädchen, Ihr halbausgeschlafenen Mädchen, an was erinnert Ihr Euch alles heute! Oder träumt Ihr noch?

nun es müssen doch süße Träume sein. Gibt es denn etwas Süßeres als tanzen? und daß Ihr davon heute träumt, Ihr mögt träumen oder wachen, davon sind wir überzeugt. Wir kennen Euch und kennen die volle Bedeutung von Walzern und Gallophen. Wir wissen, was damit verbunden ist, wir kennen ihre Folgen. — Und vollends auf der letzten Redoute, da konnte man sich doch satt tanzen. Das war ein Gallophen, Chassiren, Balanziren, Tourneiren ohne Ende. In zwei Sälen auf Einmal war das Spektakel. Hielt das eine Orchester das Maul, so fing schon das andere die harmonische Brummerei an; nein, noch mehr, sie gerieten sich gar nicht und geigten, trompeteten und paukten in einem Tempo drauf los, daß einem das Herz im Leibe lachte und die Füßchen und die Füße (um Vergebung, hier gebühret den Kleinen der Vorrang) von Hüpfen, Sprüngen und Sätzen nicht ausruhen konnten. Doch das Wort „Ruhe“ ist hier nicht anwendbar; denn gestekt nur, Ihr ausbreuenden Sphären, wenn man auf Böllen ruht, empfindet man eine ziemliche Unruhe. Also nicht geruht! Tanzt nur fort, ruhen wie Euch nochmals zu, so lang es geht; doch heute — ist Aschermittwoch. —

Schön war übrigens der Ball des Faschingdienstags und es freut uns, daß man endlich diesen in Pesth lang verkannt gewesenen Tag, anfängt zu Ehren zu bringen. Und mit welcher galanter Liberalität ward er vom Pächter ausgestattet! Ein Amor ete n. Einzug fand statt. Sind sie wirklich dem Olymp entstiegen, diese holden Genien? — Habt Ihr schon einen schöneren Cupido gesehen, als das liebliche Geschöpfchen, das mit einer unbeschreiblichen Grazie Bouquette frischer lebendiger Blumen an alle anwesenden Damen vertheilte? und vier solcher heidnischer Götter-Schirme wurden auf eben so vielen geschmackvollen Triumphwagenen von reizenden, ihnen entsprechenden Waffeln in den Saal gezogen und alle theilten gegen 800 Blumen-Bouquette an Damen aus; wir sagen an Damen, denn die Herren bedienten sich, wie die Abrede, selbst; doch waren die meisten so ritterlich, ihren Fang denjenigen Damen, die wegen des großen Andrangs der Herren leer ausgingen, anzubieten. — „Wie sind doch die Männer so zudringlich!“ hörten wir eine junge Jungfrau, die vielleicht seit 20 Jahren nicht so gedrückt und geliebt wurde, ausrufen. — Die Bouquette waren in zierlichen Düten gestekt und die Düten mit zu diesem Ball eignend verfassten verschiedenartigen Devisen umgeben. —

Von den Anzügen schweigen wir diesmal; der Karneval ist zu Ende und wir können keine Balltoilette mehr zum Muster aufstellen, da sie für heuer keine Nachahmung mehr finden kann. — Masken gab es viele. Ein Mann, der rechts ein Ungar, links ein Deutscher (aus dem vorigen Setulum) war, schien auf ein gewisses juste-milieu hindeuten zu wollen. Uebrigens gab es weibliche Riesenmasken mit garnirten Augen &c. &c. — Von der Musik machte Tomalas Schlachtwalzer den meisten Effekt; die Wiederholung des Sodas wurde stürmisch verlangt.

—I.

## Der Modenkourier. Nr. 7.

(Paris, 5. Februar 1833.)

1. Die glänzenden Tanz-Soireen sind jetzt sehr im Schwange und werden wohl auch bis lange nach dem Karneval beibehalten werden. Die Damen,

welche bei diesen Abendunterhaltungen einen Anstrich von Negligee beibehalten wollen, tragen kleine Hüte von Krepp oder Sammet, die einen kurzen, ganz offenen Schirm und eine einzige Feder zur Verzierung haben. Diese Art Kopfpuz nähert sich den Barrets, ohne doch so pretentiös zu sein.

2. Es gibt neue antike Stoffe mit ungeheuren Zeichnungen von allen Farben, mit Gold und Silber untermischt (vollkommen so, wie man sie unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. trug), wovon die Elle 100 Franken kostet!

3. Die Turbans à la moabite sind sehr in der Mode. Jene von weißer Gaze, mit Gold brochirt oder bloß mit Gold- oder Silber-Stückchen durchzogen, sind die beliebtesten.

4. Die Turbans werden mit Kleidern von Sammet-Atlas oder reicher Gaze getragen. Sie lassen sich aber nicht mit antiken Kleidern, von denen wir oben sprachen, vereinigen.

5. Man tanzt in Kleidern von Moire, Atlas und selbst von Sammet. Die leichten Stoffe sind nicht mehr so unerlässlich für den Tanz.

6. Eine schöne Kleiderfaçon, welche man in einer Reunion ohne Toilette bemerkte, war ein Kreppkleid, in seiner ganzen Ausdehnung mit Atlas gefüttert. Das bis zum Halse gehende Leibchen war flach und vorne mit telst einer geraden Knopfreihe zugeknöpft. Die Ärmel waren lang und gefüttert.

7. Die Stoffe Pompadour sind stets von ausgewählter Eleganz. Die großen lebhaften Blumen auf braunem Grunde entsprechen vollkommen den antiken Façons, die man diesen Winter adoptirte.

8. Die Palatins und Muffe werden mit Kirschrother oder orangegelber Seide gefüttert.

9. Es läßt sehr gut, wenn man die Boas dergestalt anbeingt, daß die Enden nicht herabhängen. Man befestigt sie mit einer schwarzen und mit rothem Maroquin gefütterten Agraffe, welche sie gleich einer Gürtelschnalle schleift.

10. Man sieht in den Salons keine Boas mehr. Zur Toilette ist bloß die Schärpe gestattet.

11. Kein Pelzwerk hat dieses Jahr seinen Werth verloren. Bloß Chinchilla wird nicht mehr gesucht.

12. Man macht neue Versuche mit dem Puder. Einige Damen hatten auf den letzten großen Soireen einen leichten Anstrich davon auf den Haaren. Es steht sehr gut zum Gesichte — aber welche Abgeschmacktheit, diesen Unsinns wieder in die Mode zu bringen!

---

#### Modenbild. Nr. 8.

Pariser Soireenanzüge vom 5. Febr. Koefüße mit einer Rosenquirlende. Kleider von Gaze, Krepp oder Organdie. Die Schleifen konnten von verschiedenen Farben sein. Viele junge Personen trugen auf den letzten Bällen und Soireen dergleichen Anzüge. (Sr. Windszenty, büral. Damenkleidmacher in Pesth (Rathhausplatz, Nr. 47) arbeitet nach diesem allerneuesten Schnitt.)

---

Drukfehler. Spiegel, Nr. 14, Seite 118, Zeile 12, lies Cedern st. Federn.

---

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.